
4.

Das Weltgefühl des primitiven Menschen.

Um das Wesen der Tabu-Totem-Welle zu erfassen, müssen wir die heute noch lebenden Menschen dieser Welle, die Primitiven, zu ergründen trachten. Man findet bei ihnen fast auf der ganzen Welt dieselben Riten, die gleichen Kulte, die gleichen Gottesvorstellungen. Schon das Wortpaar Tabu-Totem, das für das Gros der abendländischen Kulturwelt zu einem festen Begriff geworden ist, hat zwei ganz verschiedene Sprachwurzeln. Tabu ist ein polynesisches Wort, Totem ein indianisches. Aber man hat mit Recht scheinbar so widerspruchsvolles miteinander verbunden; denn die nordamerikanischen Indianer haben die gleichen Totemgesetze wie die Polynesier des Pazifik, und den Begriff des Tabu trifft man auf der Puna der Kordillere der Anden ebenso wie an den schwülen Lagunen der Korallenatolle der Marianen.

Hat man einmal Gelegenheit gehabt, Buschleute in der Kalahari und Arandas im Innern Australiens nacheinander zu treffen und in ihren Tänzen zu sehen, so baut man in Gedanken krampfhaft eine Landbrücke, die es zwischen dem fernen Südafrika und dem weltentlegenen Kontinent einmal gegeben haben müsse. Denn andernfalls erscheint es rätselhaft, wie zwei derart rassenverschiedene Völker, die durch den halben Erdball voneinander getrennt sind, in ihren Tänzen, Kulten und Riten eine solche Übereinstimmung zeigen.

Nun fällt es allerdings nicht schwer, dafür eine materialistische Erklärung anzuführen. Man braucht nur die öde, was-

serarme Steppe der Kalahari mit der ebenso trostlosen Wüstenei im Innern Australiens zu vergleichen, um daraus zu folgern, daß ähnliche Lebensbedingungen naturnotwendig zu den gleichen Lebensformen führen. Allein diese Erklärung versagt sofort, wenn man noch ein Stückchen weiter reist und die gleiche totemistische und tabuistische Ideenwelt auch bei den Motus auf Neuguinea oder den Bainings auf dem Bismarckarchipel antrifft; denn die Lebensbedingungen auf diesen Inseln sind von denen im Innern Australiens so verschieden wie etwa die von Moskau von denen Hollywoods. Die Erklärung erscheint also viel naheliegender, daß auf bestimmten Wellenstufen des weltgeschichtlichen Wandels die gleichen Ideen und Vorstellungen auftreten, unabhängig von Rasse, Klima und Umgebung. Ob ein Volk in Höhlen lebt oder auf Bäumen, ob es Werkzeug aus Stein, Eisen oder Bronze fertigt, ob es nackt geht oder in Fellen und Geweben, das mögen Erscheinungen sein, die durch seine Umwelt bedingt sind. Aber seine Gottesbeziehung, seine irrationalen Vorstellungen sind von all diesen äußerlichen Faktoren weitestgehend unabhängig und in erster Linie von seiner Wellenphase bestimmt.

Das klingt reichlich apodiktisch, aber wir müssen uns zu derartigen Formulierungen entschließen, ja, wir müssen uns gleichsam an sie klammern, wenn wir dem Problem des primitiven Menschen beikommen wollen. Denn die Schwierigkeit liegt ja nicht in diesem, sondern in uns selbst, in unserer eigenen Unsicherheit und Unentschlossenheit ihm gegenüber.

In den letzten Jahren hat die weiße Menschheit eine entscheidende Wandlung in ihrer Einstellung zu den sogenannten „Naturvölkern“ durchgemacht. Noch vor weniger als einem Menschenalter war daran gar kein Zweifel, daß die Naturvölker meilenweit unter uns Kulturmenschen standen, und daß es die Aufgabe der Zivilisation sei, sie zu uns heraufzuziehen. Wer die außereuropäische Welt aus der Zeit von vor 20—30 Jahren kennt, der erinnert sich, wie grundlegend anders damals die Stellung der Farbigen zum Weißen war, und

vor allem dessen Haltung gegenüber dem Farbigen. Unter Haltung ist dabei nicht einmal so sehr sein äußeres Verhalten verstanden als seine innere Einstellung, die auch noch nicht im mindesten von des Zweifels Blässe angekränkt war, der Weiße könne etwas anderes sein als ein dem Farbigen himmelhoch überlegenes Wesen.

Doch das reichlich trübe Kapitel, wie der weiße Mann seine Gottähnlichkeit verlor und Europa um seine Führerstellung kam, soll hier nicht angeschnitten werden; denn hier handelt es sich zunächst nicht um Politik, sondern um ethnologische Erkenntnisse. Und für unsere ethnologische Erkenntnis war es geradezu eine Vorbedingung, das Piedestal des sich kulturell turmhoch überlegen dünkenden Europäers zu verlassen. Solange wir auf diesem standen, konnte Afrika, die Südsee, kurz die ganze exotische Welt, für uns nichts anderes sein als ein Raritätenkabinett, das wir uns voll Neugier betrachteten, in die Herablassung und Mitleid und ein wenig Gruseln gemischt waren.

Das hat sich heute grundlegend geändert oder vielmehr ist im Begriffe, sich grundlegend zu ändern; denn weite Kreise des Europäertums halten noch an den alten Vorstellungen fest, vor allem jene Europäer, die mit den Eingeborenen zu tun haben, die tatsächlich in Berührung mit ihnen kommen, und für die es eine Frage von Sein oder Nichtsein bedeutet, die alten Begriffe aufrechtzuerhalten. Die Farmer in der Kenya Kolonie, die Plantagenbesitzer auf Neupommern, der Administrator wie der Assistent einer Tabak-Maatschappij auf Sumatra, der Distriktskommissar an der indischen Nordwestgrenze, die können gar nicht anders als am alten Standpunkt festhalten. Sie sehen mit Erbitterung, wie die Welt sich wandelt, wie man in Europa anfängt, nach ihrer Ansicht geradezu katastrophale Fehler in der Beurteilung und Behandlung der Eingeborenen zu machen, und wie man damit aufs Spiel setzt, was Generationen von eisenharten, rassenbewußten Europäern in den Tropen geschaffen.

Wie gesagt, dies Problem der weißen Herrschaft über die farbige Welt soll uns zunächst nicht beschäftigen, obgleich es untrennbar ist von der scheinbar rein theoretischen Beurteilung des Intellekts, der seelischen Fähigkeiten, der Kulturhöhe des andersfarbigen Menschen. Ja, die Wandlung der weißen Einstellung zu all diesen Fragen war der naturnotwendige Auftakt zu der Änderung des Weltbildes, zu der beginnenden Schwerpunktsverlegung der politischen und ökonomischen Macht von Europa weg.

Eben weil die Wandlung noch nicht durchgeführt, weil die Stellung des Weißen den Farbigen gegenüber noch so wenig geklärt ist, weil die größten Gegensätze in der Beurteilung der anderen Rassen, in der Einstellung zu ihnen, in der richtigen Haltung ihnen gegenüber nicht nur in einem Volke nebeneinander zu finden sind, sondern sogar anfangen, in der Brust eines und desselben Europäers zu wohnen, deshalb ist die ganze Weltsituation so ungeklärt, so undurchsichtig und unheilvoll. Wie kann man es anders erwarten, wenn selbst alte Koloniale, die ihr Leben lang mit Eingeborenen zu tun hatten und mit ihnen fertig wurden, jetzt anfangen unsicher zu werden und Zweifel an der eigenen Überlegenheit zu empfinden.

Dieser Stellungswechsel ist nötig; ja, er ist die unumgängliche Voraussetzung dafür, daß die Welt sich wandelt, daß vor allem dem Europäer der Intellekt, der ihn soweit gebracht, nicht zur Sackgasse wird, in die er sich verrennt. Aber wie jeder Stellungswechsel ist auch dieser nicht ungefährlich, zumal er im feindlichen Feuer erfolgt, in dem Augenblick, wo der Gegenstoß Asiens und der farbigen Völker einsetzt.

Deshalb handelt es sich für die weiße Rasse darum, möglichst rasch und reibungslos die neue Stellung zu beziehen. Dazu ist Voraussetzung, daß der ehemals herrschenden Unterschätzung der Kulturen der Farbigen und der Primitiven nicht eine ebenso weitgehende Überschätzung folgt. Dazu aber sind wir auf dem besten Weg. Man stelle sich einmal vor, Ghandi wäre vor zwanzig Jahren nach England gekommen. Einfach

unvorstellbar, daß er in seinem Aufzuge vom König empfangen, ja auch nur ins Parlament gelassen worden wäre. Diesmal wagten nicht einmal mehr die konservativen Dieharts von einem „naked fakir“ zu sprechen; der seltsame Aufzug des Mahatma stieß nirgends auf höhnische Ablehnung, sondern selbst in Lancashire, in der Höhle seiner Todfeinde, der Baumwollspinner, die er brotlos gemacht, auf respektvolle Achtung. Vor zwanzig Jahren hätte Ghandi selbst nicht einmal im Traum daran zu denken gewagt, daß etwas derartiges möglich sein könnte.

Ja, die Welt reitet schnell. Es gibt noch groteskere Beispiele. Wie lange ist es in Australien her, daß man die Eingeborenen abschloß wie Kaninchen. Heute sucht man sorgsam ihre Überreste zu bewahren, und die australische Commonwealth läßt sich die Eingeborenen-Reservate ein gutes Stück Geld kosten, in denen die ehemals gehetzten und verfolgten Ureinwohner jetzt ein Leben führen wie Gott in Frankreich.

Aber dieser jähe Wandel in der Einschätzung der Austral-schwarzen geht noch viel weiter. Wie lange ist es her, daß man ganz allgemein, und ganz besonders in Australien, in ihnen nichts anderes sah als arme Wilde, Halbtiere? Und heute? Heute gibt es in Sydney eine Gesellschaft, eine Gruppe von sehr ernst zu nehmenden Menschen, zum großen Teil Akademiker, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Geheimnisse und die Mythen dieser „armen Wilden“ zu ergründen, von der Überzeugung ausgehend, daß die australischen Eingeborenen über magische Kenntnisse und ein geheimes Wissen verfügen, das uns Zivilisationsmenschen verschlossen ist, daß sie noch Fähigkeiten besitzen, die uns verlorengingen.

Von diesem Wandel blieb weder die Kirche noch die Wissenschaft unberührt. Besonders die veränderte Einstellung der Missionare ist erstaunlich. Ich habe in Afrika katholische Patres getroffen, die lebhaft für die Nacktheit der Eingeborenen eintraten und die gewissermaßen stolz darauf waren, daß die Schwarzen in ihrem Bezirk dank des Einflusses der Mission

noch unbedeckt gingen und infolgedessen von den Erkältungskrankheiten, vor allem von der Tuberkulose frei waren, die den bekleideten Eingeborenen so leicht befällt. In China haben Missionare mir bekannt, daß sie nicht mehr gegen die Vielehe eifern und auch die getauften Chinesen in ihrer Gemeinde mehrere Frauen heiraten lassen. In Port Moresby auf Papua wohnte ich einem Gottesdienst an, bei dem außer dem Pfarrer und den wenigen Europäern alle Teilnehmer, auch die Frauen, außer einem Lendentuch oder Grasröckchen völlig unbedeckt waren.

Doch das sind Äußerlichkeiten. Viel bedeutsamer ist die Wandlung in der Haltung der Missionare gegenüber den religiösen Gebräuchen und Vorstellungen der Eingeborenen. Während früher die Kirche in diesen nur Fetischkult und Teufelspek sah, sucht der moderne Missionar auch darin den göttlichen Gedanken zu finden. Mit die wichtigsten Erkenntnisse der Gottesbeziehung des Tabu-Menschen verdankt die Wissenschaft der unermüdlichen Arbeit der Missionare, und es will viel heißen, daß diese sich mit dieser Materie überhaupt befaßten; denn wenigstens in der Südsee ist diese Gottesbeziehung des primitiven Menschen eng verknüpft mit den für einen Europäer widerlichsten und abscheulichsten Dingen, mit Päderastie und Kannibalismus. Der junge Ethnologe aber, der heute an die Kulturforschung eines primitiven Stammes geht, hat keinerlei Vorurteil, es sei denn das der Minderwertigkeit der eigenen Kultur.

All dieser Wandel ist natürlich nicht willkürlich, ist keine Mode oder Zeiterscheinung, sondern entspringt einer tiefen Wurzel, eben dem europäischen „Stellungswechsel“, dem Phasenumschwung der Welle. Man fühlt das an sich selber. Wer selbst beinahe ein Menschenalter in der Welt herumgereist ist und mit Menschen aller Farben und Rassen zu tun hatte, merkt mit Verwunderung, wie nicht nur die Welt, sondern er selbst sich gewandelt hat, wie nicht nur seine Stellung zu den Farbigen und Primitiven ganz anders wurde, sondern wie er

heute Dinge bemerkt, die er früher übersah, wie ihm mit einem Male Zusammenhänge klar werden, wie plötzlich tiefer Sinn in Kulturen und Gebräuchen liegt, die ihm früher lediglich Hokuspokus dünkten.

Weil nun diese Erkenntnis von den Kulturwerten der Naturvölker unserer ganzen Generation so jäh, so blitzartig nahegekommen ist, darum diese plötzliche Überschätzung alles Primitiven. Wenn man mit einem Male erkennt, daß Menschen, die man für weit unter sich stehend gehalten hat, ein hochentwickeltes Seelenleben haben, daß sie Organisationsformen der Familie, des Stammes entwickelten, die bewundernswert reibungslos arbeiten, und daß in all ihrem scheinbaren Unsinn ein tiefer, auch auf das praktische Leben wirkender Sinn liegt, so ist man begreiflicher Weise geneigt, diese Denk- und Lebensformen, die sich da vor einem offenbaren, zu überschätzen. Die Neigung dazu muß erheblich unterstützt werden durch die Krise der eigenen Kultur und Zivilisation, die wir augenblicklich durchleben. Da ist der Gedankenkurzschluß nur allzu naheliegend, diese Zivilisation und vor allem ihre charakteristische Ausprägung, die Maschine, für alle unseren leiblichen und seelischen Nöte verantwortlich zu machen. Nur, daß uns dabei völlig der Abstand der richtigen Wertung fehlt. All die Maschinenstürmer und romantischen Natur schwärmer übersehen dabei, daß sie, vom Standpunkt der Primitiven aus gesehen, ja gar keine leiblichen Nöte erleiden. Wir erleiden diese ja nur infolge unserer phantastisch hochgeschraubten Ansprüche und weil wir unsere seelischen Kräfte verkümmern ließen, die in weitgehendem Maße gegen leibliche Nöte, seien sie nun Schmerz, Hunger, Kälte oder Hitze, unempfindlich machen.

Mag auch sein, daß diese Primitiven-Schwärmerei einem tiefen Unterbewußten entspringt, der Ahnung von dem, was Spengler den Untergang des Abendlandes nennt. Mag sein, daß eine unbewußte Erinnerung in uns anklingt, daß die Entwicklung immer vom Einfachen zum Verwickelteren führt, daß

dann aber stets ein Augenblick kam, an dem das Komplizierte, das feiner Organisierte auszusterben begann und nur das Einfache allen Wechsel überlebte. Die riesigen, palmenartigen Farrenbäume, die es in Australien und in der Südsee noch gibt, ragen gewissermaßen wie Überbleibsel einer vergangenen, einst von Farrenwäldern überwucherten Erde in unsere Zeit hinein. Kleine Farrenkräuter dagegen gibt es noch überall. An die Drachen der Vorzeit erinnern nun nur noch unscheinbare Echsen und Warane, und von den Sauriern der Steinkohlenzeit leben nur noch kümmerliche Nachfahren, die Tuataras, auf Neuseeland, kaum größer als unsere Eidechsen, aber immer noch mit dem Rudiment eines dritten Auges auf der Stirn. Ihre großen Artgenossen von einst dagegen sind längst dahin.

Aber selbst wenn diese Angst vor dem Untergang infolge Überspitzung der Entwicklung und diese Flucht ins Primitiv und Einfache innere Berechtigung hätten, können wir denn einen solchen Rückzug so ohne weiteres antreten? Ist denn diese ganze Sehnsucht nach dem Zustand der Primitiven nicht genau so „literarisch“ wie die Naturschwärmerei der Rousseauschen Zeit? Sie ist aber gefährlicher, denn die Menschheit hat sich im Verlauf der letzten hundert Jahre nun einmal so vermehrt, daß sie sich ohne den umständlichen Apparat unserer technisch-wirtschaftlichen Organisation nicht zu ernähren vermag, und er ist so kompliziert und empfindlich, daß wir es uns nicht leisten können, ihn auch nur eine Zeitlang ungenützt und ungewartet außer Betrieb zu setzen.

Wir müssen uns also darüber klar sein, daß wir ohne das feine Räderwerk dieses Apparates glatt verhungern würden. Aber mehr noch, wir würden ohne ihn auch seelisch verdorren. Wir brauchen diesen scheinbar geistlosen und geisttötenden Apparat auch für unsere Seele. Die mancherlei naturschwärmenden Robinsone auf einsamen Inseln können ein Lied davon singen. Ich habe einige von ihnen getroffen. Ein paar Jahre hält man es aus, aber dann?

Wir haben unsern Intellekt nicht darum so hoch ent-

wickelt, nicht darum diesen komplizierten Apparat aufgebaut, um ihn plötzlich stehen- und liegenzulassen wie ein Kind, das seines neuen Spielzeuges müde wurde und anfängt, es aus reiner Langweile und Neugierde zu zertrümmern.

Es ist ganz etwas anderes zu erkennen, daß die Naturvölker auch eine wertvolle Kultur entwickelten, und daß die Kenntnis ihrer seelischen Fähigkeiten unserer ein wenig einseitig gewordenen rationalen Kultur weiterhelfen kann, als plötzlich in der Rückkehr zum Primitiven und der Abkehr von der Maschine das Heil zu erblicken.

Wir wollen überhaupt nicht vergessen, daß uns der Primitive lediglich als ein noch lebender Vertreter des Tabu und des Totems interessiert, daß die Erkenntnis seines Wesens uns zum Verstehen des diluvialen Menschen und damit der ersten Welle an sich verhelfen soll.

Die primitivsten Menschen und damit die charakteristischsten noch vorhandenen Vertreter dieser ersten Welle sind die australischen Eingeborenen, wenn man von den Kubus absieht, den geheimnisvollen Waldmenschen im Innern Sumatras, über die noch allzuwenig authentisches Material vorliegt.

Daß diese australischen Eingeborenen, und zwar Männer und Frauen, völlig nackt, ohne eine Spur von Kleidung gehen, will nicht einmal soviel heißen; denn das tun einzelne afrikanische Völkerschaften wie die Kavirondos oder die Schilluks auch, ohne daß man sie deshalb als „primitiv“ im strengsten Sinne bezeichnen könnte. Aber die schwarzen Australier kennen darüber hinaus weder Haus noch Haustier, und außer ihren Waffen, von denen noch ausführlich zu sprechen sein wird, nur die allereinfachsten Geräte, eigentlich nur einen Rindenbehälter, in dem die Frauen die gesammelten Vorräte tragen, und den Grabstock, der zum Graben von eßbaren Wurzeln dient.

So hat man allen Grund, die Australischwarzen als den Idealtyp eines vorgeschichtlichen Sammel- und Jägervolkes zu nehmen; denn sie kennen auch nicht den geringsten Ansatz

von Viehzucht und Ackerbau, sie ziehen durch Busch und Steppe, nähren sich ausschließlich von dem, was die Männer jagen und fischen und die Frauen sammeln, und kennen keinen andern Schutz gegen die Unbilden der Witterung als höchstens eine Art primitiven Windschutzes, sonst schlafen sie nackt auf der nackten Erde wie Tiere.

Man mache sich einmal klar, wie weit man in die Vorzeit zurückgehen muß, um bei den Vorfahren der heute noch lebenden Kulturvölker, einerlei ob man ein europäisches oder außereuropäisches wählt, auf ähnlich primitive Lebensformen zu stoßen. An ihnen gemessen mutet die Hallstattzeit unserer Vorfahren wie ein Kulturwunder an. Ja, man muß bis tief in die Bronzezeit, in die Steinzeit zurückgehen, um ähnlich primitive Formen anzutreffen. Da die jüngere Steinzeit Ackerbau kennt, Töpferei, Hausbau, ja im südöstlichen Kulturkreis sogar Gehöfte und Festungsanlagen, muß man weit in das Diluvium zurückgehen, um dem heutigen Australneger ähnliche Lebensformen anzutreffen.

Das bedeutet aber einen fast phantastischen Zeitabstand zwischen uns und diesen heute noch auf der Erde lebenden Menschen. Rechnet man das spätpaläolithische Zeitalter auf die Spanne von 15 000 bis 35 000 vor Christus, so kommt man für das Diluvium auf die Zeit um 50 000 vor Christi Geburt. Aber einerlei wie man rechnet, wobei man berücksichtigen muß, daß jede „Rechnung“ eine mehr oder weniger vage Schätzung ist — in jedem Falle kommt man auf Zeitspannen von Zehntausenden von Jahren, die uns entwicklungs-geschichtlich von den Australnschwarzen trennen.

Allerdings eins muß man im Auge behalten, wenn man den australischen Primitiven mit unserm eiszeitlichen Ur-ahnen in Parallele stellt: es ist eine etwas gewaltsame Parallele, die lediglich Wert als Arbeitshypothese hat. Man läßt bei diesem Vergleich völlig die grundverschiedenen Lebensumstände des Diluvialmenschen und der australischen Eingeborenen außer acht.

Dieser grundlegende Unterschied liegt nicht einmal so sehr darin, daß der Mensch des Diluviums sich gegen die Kälte schützen mußte, während der Australier einen ständigen Kampf gegen die alles ausdörrende Hitze führt, sondern hauptsächlich darin, daß Australien, vor allem Zentralaustralien, praktisch ein Land ohne Jahreszeiten ist. Diese Jahreszeitenlosigkeit ist keineswegs allgemein das entscheidende Kennzeichen der Tropen, wenn auch der Europäer gern von den Ländern des „ewigen Frühlings“ redet. Der größte Teil der Tropen, soweit er durch die Monsune klimatisch bestimmt ist, unterliegt einem ähnlichen, wenn auch sich ganz anders auswirkenden Rhythmus wie die gemäßigte Zone mit ihrem schroffen Jahreszeitenwechsel. In Inneraustralien aber ist die Regenzeit so kurz, setzt überdies oft jahrelang aus, daß man praktisch von einem Land ohne Jahreszeiten, ohne jeden klimatischen Rhythmus sprechen kann. Eine solche Landschaft war naturgemäß der günstigste Boden für die Ausgestaltung einer Lebensform, die restlos in sich geschlossen ist, und an die kein Antrieb herankommt zu irgendwelcher Änderung oder Fortbildung.

In dieser Verschiedenheit der klimatischen Bedingungen, der Monotonie auf der einen, des schroffen Wechsels auf der andern Seite, liegt jedenfalls auch der Grund, warum der nordeuropäische Diluvialmensch der ersten Welle sich zu dem Zivilisationswesen der zweiten Welle wandelte, während der Australische auf ihr stehen blieb.

Ähnlich günstige Vorbedingungen für die Bewahrung der Denk- und Lebensformen der Tabu-Totem-Welle, wenn auch unter unvergleichlich besseren klimatischen Verhältnissen, fanden sich auf manchen Südseeinseln. So haben sich hier gleichfalls ideale Kreisformen der Tabu-Totem-Welle ausgebildet, die jedoch einstweilen unberücksichtigt bleiben sollen, um das Bild nicht allzusehr zu komplizieren. Daran muß man ja überhaupt immer denken, daß mit dem Augenblick, wo man das Entwicklungsschema preisgibt, die Welt auseinanderfällt,

und man sie gewissermaßen erst wieder neu bauen muß. Indem man sich ihrer ungeheuerlichen Vielfältigkeit bewußt bleibt, muß man naturgemäß wieder eine gewisse Auslese treffen, sich zu einer gewollten Einseitigkeit und Eindeutigkeit bekennen. Es ist, als ob man in einen hundertfach geschliffenen und fazettierten Spiegel schaut. Seine Fazetten brechen das Licht in hundert Farbenabstufungen und tausend Bildern, und jede Drehung ergibt ein schillerndes neues Tausend; und doch erkennen wir aus den tausend Veränderungen und Fazettierungen das gleiche Grundbild.

So ist es auch verhältnismäßig gleichgültig, aus wieviel hundert Arten der Mensch entstanden sein mag, und auf wieviel tausend Weisen er sich entwickelte — zumal wir bei all diesen Problemen immer wieder auf Grundfragen des Lebens stoßen, die uns voraussichtlich auf immer verschlossen bleiben. Weil der australische Urmensch eine ganz andere Wurzel haben mag als der europäische, von ihren verschiedenen Lebensumständen und ihrer verschiedenen Entwicklung ganz abgesehen, so kann man den einen mit dem anderen nicht ohne weiteres vergleichen. Trotzdem führen beide auf die gleiche Grundform, lassen beide ein Urbild erkennen, wie die tausend farbenschillernden Spiegelungen im fazettierten Spiegel.

Denn, wie schon einmal ausgeführt, wichtig ist für uns ja nicht, im australischen Primitiven eine Analogie zu unserm Vorfahren gefunden zu haben, sondern die Tatsache, daß in ihm noch Lebewesen der ausklingenden Tabu-Totem-Welle vorhanden sind.

Diese letzten Reste der Urmenschheit rottet man zwar nicht mehr körperlich aus wie lästiges Ungeziefer, aber man sucht sie mit aller Macht zu zivilisieren, trotz aller Schwärmerci für das Primitive in Europa, was seelisch auf das gleiche hinauskommt. Es gibt einige wenige intuitiv veranlagte Gouverneure und koloniale Verwaltungsbeamte, die sich, soweit sie es vermögen, diesem Vernichtungsbestreben unersetzlicher Kulturformen entgegenstellen. Aber sie können bestenfalls

eine aufschiebende Wirkung in ihrem beschränkten Verwaltungsbezirk erzielen.

Trotz aller Erkenntnis der kulturellen und seelischen Werte, die verlorenzugehen drohen, ist es eben heute zu spät, das Steuer noch heranzureißen. Der Apparat läßt sich nicht so rasch umstellen. Unsere Wirtschaftsinteressen erfordern nun einmal die Einbeziehung der Primitiven in den weltwirtschaftlichen Produktionsprozeß und damit ihre Zivilisierung; denn nur durch sie können sie zu Herstellern und vor allem zu Verbrauchern werden, die zählen. Insbesondere aber haben die meisten primitiven Völker die kritische Zeit, in der sie sich mit aller Seelenkraft gegen die Zivilisierung stemmten, bereits überwunden. Den meisten erscheint sie heute bereits als etwas Wünschenswertes, und wenn sie ihren alten Gebräuchen noch nachgehen, so in vielen Fällen lediglich aus Überlieferung, während deren tiefster Sinn ihnen bereits zu entschwinden beginnt.

Das Übel liegt nun darin, daß ein zivilisierter Primitiver zunächst lediglich ein Abklatsch des Weißen wird, meist ein übler, ein verzerrter. Aus einem Neger wird ein Nigger. Bestenfalls erreicht er den intellektuellen Standard des Weißen und lebt und denkt auf dessen Weise. Aber was ist damit gewonnen? Meist nur eine soziale Verwicklung für beide Teile, die die wirtschaftlichen Vorteile nicht aufwiegt. Und in jedem Falle ist etwas verlorengegangen: eine in sich völlig geschlossene, von der unsrigen grundverschiedene Lebens- und Denkform, eben die des Tabu-Totem-Menschen.

Man braucht nicht rührselig zu sein, um dies zu bedauern. Man kann der Ansicht sein, unsere Wirtschaft zwingt uns dazu, die wenigen noch überlebenden Primitiven auszurotten oder zu zivilisieren. Aber man sollte es im eigenen Interesse erst tun, nachdem man „hinter ihre Geheimnisse“ gekommen ist, nachdem man die Wesenheit der ersten Welle erkannt hat. Es geht damit wie mit den sibyllinischen Büchern. Unersetzliche seelische Erkenntnisformen sind mit den ausgestorbenen

und ausgerotteten primitiven Völkern unwiederbringlich verlorengegangen. Aber der verbliebene Rest ist wertvoll genug, um den gleichen Preis dafür zu zahlen, die gleiche Mühe darauf zu verwenden wie für die einst verfügbar gewesene Reichhaltigkeit. Wie Tarquinius Superbus den gleichen Preis für den Rest der verbliebenen sibyllinischen Bücher zahlte, den die Sibylle ursprünglich für alle gefordert hatte, ehe sie vor dem Zögernden und vor dem hohen Preis Zurückschreckenden eins nach dem andern ins Feuer warf.

Aus dieser Erkenntnis heraus ist es auch gleichgültig und gänzlich uninteressant, ob und inwieweit Primitive „zivilisierbar“ sind. Stellt man die Zivilisierbarkeit als Wertmaßstab hin, so kann man sich in der Beurteilung der primitiven Völker argen Täuschungen hingeben. Die nicht zivilisierbaren, die Rassen, die es ablehnten, die europäischen Lebens- und Denkformen anzunehmen, die sich lieber hinlegten und starben, die waren im Grunde die wertvolleren. Sie erkannten, daß es auf ihrer Welle kein Weiterleben für sie gab, und auf eine andere wollten sie sich nicht umstellen. Die meisten nahmen ihr Geheimnis mit ins Grab, und im allgemeinen war es schon so, wie es jener alte Maorihäuptling charakterisierte. Als der weiße Forscher ihn immer wieder bedrängte, ihm den Sinn der Kulte und Riten zu erklären, sagte er schließlich unwillig: „Wozu? Das sind Dinge, die ihr Weißen doch nicht versteht!“

So sagt es auch gar nichts für den Geist der Primitiven, für ihre geistigen und seelischen Kräfte, ob und in welchen Ausmaßen sie zivilisierbar sind, ob und in welchen Ausmaßen unsere intellektuelle Kultur auf sie übertragbar ist.

Die Erfahrung stellt fest, daß sie in einem erstaunlich hohen Maße übertragbar ist. Nimmt man ein Kind aus einem beliebigen wilden Stamm und steckt es in ein Reservat, wo es in die Schule geht, so lernt es Lesen und Schreiben, Rechnen und Geographie wie ein weißes Kind. Ich habe in Queensland eine Missionsschule besucht, in der schwarze Kinder mit den

weißen der Missionare und der Regierungsbeamten in die gleiche Klasse gingen. Ich wohnte dem Unterricht bei, und zwischen den Leistungen der Kinder der Zivilisation und der Wilden war kein Unterschied zu merken. Ja, ich muß gestehen, die Hefte dieser kleinen Wilden waren wesentlich besser gehalten und die Arbeiten fehlerfreier als die unseres sechsjährigen Ralph, der uns auf unserer Australiendurchquerung begleitete und in Sydney seinen ersten Schulunterricht genoß.

Nun sagt man allgemein — eine Erfahrung, die mir auch in Afrika immer wieder bestätigt wurde —, daß Eingeborene in jungen Jahren zwar auffällig rasch und leicht lernen, daß dann aber bald ein Punkt käme, an dem sie gegenüber weißen Kindern hoffnungslos zurückblieben. Das mag sein, das ist sogar ganz gewiß so. Allein, das ist doch keineswegs absonderlich! Eher ist es absonderlich, ja, im höchsten Grad erstaunlich, daß ein Menschenkind, das aus einer so frühen Kulturstufe stammt, überhaupt Lesen und Schreiben erlernt und sogar verhältnismäßig leicht. Wenn ein Primitiver, der bereits in der dritten Generation in der Zivilisation lebt, ein ganzes Leben dazu brauchen würde, um nur die Anfangsgründe von Lesen und Schreiben zu lernen, so wäre das bereits eine erstaunliche, eine überwältigende Leistung, wenn man im Rahmen des Entwicklungsgedankens denkt. Denn was bleibt dann überhaupt von der ganzen Evolution, wenn all die Erfahrungen, all das geistige Training, all die Vererbung an Wissen und intellektuellen Fähigkeiten von Tausenden, nein von Zehntausenden von Jahren in wenigen Generationen eingeholt werden können?

Und sie wird eingeholt in wenigen Generationen, ja, sogar in wenigen Jahren. Ich habe in der Negeruniversität Alice der Schottischen Mission in Natal junge schwarze Studenten angetroffen, die direkt aus dem Kraal in die Missionsschule gekommen waren, die Theologie oder Medizin oder Jura studierten, und die an Wissen und Intelligenz es durchaus mit jedem weißen Studenten hätten aufnehmen können.

Ich war damals wohl verblüfft, aber ich hatte mir nicht

groß Gedanken darüber gemacht. Jetzt in der australischen Eingeborenenschule fielen mir all die Fälle wieder ein, wo ein primitiver Mensch sich überraschend schnell die Kenntnisse und Fähigkeiten unserer Zeit angeeignet hatte. Ich dachte an „Webster“ und „Simons“, unsere Boys in Zentralafrika, die perfekt englisch sprachen und schrieben und außer ihrem Heimatdialekt noch Kisuaheli beherrschten. In wenigen Wochen hatten sie soviel deutsch aus unserer Unterhaltung aufgeschnappt, daß sie schon allerlei verstanden und einzelne Brocken richtig anwandten. Und Lohija auf Neuguinea, dessen Vater vielleicht, aber dessen Großvater bestimmt noch Menschen gefressen hatte, was war das für ein intelligenter Bursche!

In den Südseschulen das selbe wie in den australischen Eingeborenenschulen, diese jungen Menschenkinder, die unmittelbar aus der Steinzeit in unsere Zivilisation versetzt wurden, bewegten sich darin, als hätten sie deren Ideen und geistige Fähigkeiten mit der Muttermilch eingesogen.

Wenn man bedenkt, wie erstaunlich man es in Europa fand, daß die Japaner sich in so kurzer Zeit unser gesamtes Zivilisationsgut anzueignen vermochten! Wie wurden die Japaner darob bewundert, und das Europa der Vorkriegszeit hielt sie für eine Ausnahme unter den farbigen Völkern. Nun, was die gesamten primitiven Rassen an Zivilisierungstempo fertig bekommen, ist noch viel erstaunlicher. Im Grunde scheint es kein farbiges Volk zu geben, das nicht das selbe wie die Japaner zu leisten imstande ist, und das nicht, wenn die Umstände es ihm gestatten, sich die gleiche abendländische Bildung anzueignen, das gleiche leisten wird. Wir Europäer können in dieser Hinsicht jedenfalls noch einmal unser blaues Wunder erleben.

Vom europäischen Entwicklungsgedanken aus gesehen hat es geradezu etwas Erschreckendes, etwas zu tiefst Unheimliches, zu sehen, wie rasch unser Wissen, unsere technische Zivilisation von andern Rassen übernommen und nachgemacht

werden kann, die doch entwicklungsgeschichtlich tief unter uns stehen. Allein wir Europäer sind wohl viel zu sehr mit uns beschäftigt, und unser Lebenstempo ist wohl allzu hurtig, als daß wir darüber erschrecken, als daß es uns überhaupt auf-fiele. Wenn wir uns Gedanken darüber machen, so trösten wir uns damit, daß die andern höchstens unsere Werke nachzu-bilden vermögen, daß sie aber nicht imstande sind, sie selbst zu schaffen, wenn wir uns nicht gar noch etwas auf unsere Lehrmethoden und unser Erziehungstalent zugute halten, die es fertig brachten, die armen Wilden so rasch in unsere Künste einzuweihen!

An dieser Selbsttäuschung ist etwas dran, sie trifft sogar den Nagel auf den Kopf, nur daß wir wieder nicht die Folge-rungen daraus ziehen, sobald sie ein für uns unerfreuliches Aussehen anzunehmen beginnen.

Ja, unsere ganze Zivilisation, unser ganzes Wissen ist lehr-bar, ist übertragbar! Ist sogar auf einen Primitiven übertrag-bar, dessen Großhirnrinde nicht das jahrtausende- oder jahr-zehntausendelange geistige Training hinter sich hat wie wir Europäer.

Diese Erkenntnis wirft gleichzeitig ein grelles Schlaglicht auf unsere eigene Lage. Die sonst so unerklärliche geistige Krise des Abendlandes wird plötzlich klar. Wir haben im Ab-lauf der zweiten Welle nicht nur ein ungeheueres Material an Wissen und Erfahrung gesammelt, sondern wir haben es auch handlich gemacht, mundgerecht, vorgekaut. Wir haben Metho-den der Übertragung ausgebildet, die es mehr als leicht machen, sich dieses Wissen anzueignen. Es gehört wirklich nicht mehr dazu als etwas Gedächtnis und eine so bescheidene Entwicklung des Gehirns, wie sie auch der Primitive besitzt, um das Abitur zu machen, das Doktorat, um Akademiker und Fachgelehrter zu werden. Hieraus erklärt sich auch das sonst Unerklärliche, daß man mitunter die dümmsten Gänse die klügsten Dinge schwätzen hört, und daß ein Zulukaffer oder ein Arranda aus dem australischen Busch nicht nur lesen und schreiben lernt

— was im Mittelalter noch mühsam erworbenes Vorrecht einer schmalen Bildungsschicht war —, sondern auch ein großes Maß akademischer Bildung sich mühelos aneignet.

So darf man in allen drei Fällen aus der angeführten Tatsache nicht auf besondere geistige Fähigkeiten schließen, sondern wir leben in einem Bildungsfluidum, das die tiefsten Erkenntnisse und Theorien durch Massenproduktion von Büchern, durch Presse, Radio und Kino so rasch zum Allgemeingut macht, daß sie für den Hausgebrauch verwertbar sind. Wenn unsere Sechzehn- und Siebzehnjährigen beiderlei Geschlechts heute die schwierigsten Probleme diskutieren, so nicht, weil sie geistig reifer wären als die frühere Generation, sondern lediglich aus dem angeführten Grunde.

Daß dies der Fall ist, sieht man auf der andern Seite an der Hilflosigkeit der gleichen Jugend, die mit diesem ganzen ungeheueren Material nichts anzufangen weiß. Sie ist in eine Zeit geboren mit so gewaltigen Möglichkeiten wie keine vorher, und sie weiß nichts Besseres, als über diese Zeit zu jammern und zu klagen, die ihr kein Betätigungsfeld eröffnet, weil sie nichts gelernt hat, als auf dem vorgezeichneten Wege weiterzuschreiten, ratlos, wenn sie plötzlich an eine Mauer stößt, wäre es auch nur die Mauer der Berufsüberfüllung. Oder sie jammert nach dem starken Manne, der kräftigen, wenn auch strengen Faust, die sie bei der Hand nimmt und dem sie gerne folgen will, wenn sie nur nicht mehr selber für sich verantwortlich zu sein braucht.

Was soll all die viele Bildung, wenn sie nicht einmal mit dem bißchen Lebensangst fertig werden läßt, die der „Wilde“ spielend meistert, und unter wieviel schwierigeren Verhältnissen! Dazu braucht man nicht jahre- und jahrzehntelang Wissen in sich aufzunehmen, um zum Schluß darüber zu jammern, was das Leben für ein schwieriges und gefährliches Ding sei, und daß es keinen Spaß mache, wenn nach Abschluß des Studiums keine feste Anstellung gewährleistet ist, womöglich mit Pensionsberechtigung.

Ein „Wissender“, ein „Weiser“, das war ehemals ein Mensch, der nicht nur mit der Lebensangst und der Lebensnot für sich selber fertig wurde, sondern der aus dem Schatze seines Wissens, seiner Weisheit, auch den andern darüber hinweghalf, ihnen Stütze, Stärke und Führer war.

Legt man diesen Maßstab an, was bleibt übrig von der Masse der Zehntausende, der Hunderttausende, die alljährlich in Deutschland, in Europa, in der ganzen Welt maturieren, promovieren, sich habilitieren? Gewiß, es sind ungezählte tüchtige Arbeitsbienen unter ihnen, sicher gehört sogar die Mehrzahl dazu. Sie sind auch unentbehrlich in dem riesigen Zellenstaat der modernen Wissenschaft und der modernen Zivilisation. Sie schaffen emsig weiter und bauen ihn immer großartiger aus!

Aber eins darf doch nicht vergessen werden, daß vor dem Wissen und der Wissenschaft doch immer das Leben kommen muß, vor der Arbeit am Kollektiv die Arbeit am Individuum. Es ist die Befürchtung ausgesprochen worden, daß mit der fortschreitenden Entgeistigung und Materialisierung der Welt auch die Grundlagen eben dieser materiellen Zivilisation und Kultur einmal bedroht sein könnten, daß es einmal an den erforderlichen Zehntausenden von geistigen Arbeitern, Naturwissenschaftlern und Ingenieuren fehlen könnte, die dazu nötig sind, den verwickelten Bau unserer mechanischen Zivilisation in Gang zu halten.

Ich glaube nicht, daß dieser Fall eintreten wird, wenigstens nicht in absehbarer Zeit. Denn um die Maschine in Gang zu halten, dazu gehört nichts als die erforderliche Zahl routinierter Facharbeiter. Diese aber ist ja vorhanden, überreichlich vorhanden, wie das ständig anwachsende arbeitslose akademische Proletariat erweist.

Die „Maschine“ wird sich sogar immer weiter entwickeln; denn die wissenschaftliche Arbeitsteilung ist so weit vorge-schritten und derartig organisiert, daß fast zwangsläufig neue Erfindungen und Entdeckungen gemacht werden müssen, ein-

fach durch Ausproben der sich ergebenden Kombinationsmöglichkeiten.

Nein, an diesem akademischen Nachwuchs fehlt es nicht. Der ist nur zu reichlich vorhanden, nicht nur in Deutschland, nicht nur in Europa und Amerika, sondern in der ganzen Welt, auch in Indien, in Japan, in China, bald selbst auch in Afrika. Dieses akademische Proletariat aber, das nur ein Fach gelernt hat, das nur auf eine Spezialität gedrillt ist, aber nicht gelernt hat, das Leben zu tiefst zu erfassen und mit ihm fertig zu werden, kann zu einer Gefahr für die materielle Kultur des Abendlandes werden. Darunter ist nicht einmal so sehr verstanden, daß dieses beschäftigungslose, aber zu hohen Ansprüchen erzogene Bildungsproletariat als politischer Sprengstoff wirkt — obgleich dies in Indien wie in China in hohem Maße der Fall ist —, sondern die Hauptgefahr liegt in etwas anderm.

Diese Gefahr liegt darin, daß gerade in den Schichten, die die geistig führenden sein sollten, eine allgemeine Gleichgültigkeit und Interessenlosigkeit einreißen kann, und daß aus der heraus die geistigen Antriebe versiegen, die auf die Dauer für die Inganghaltung der Zivilisationsmaschine nicht entbehrt werden können. Leben kann auf die Dauer nur durch Lebensimpuls erhalten werden, durch Zeugen und Gebären, leiblich wie geistig. Wie jeder einzelne für sich immer von neuem mit dem Problem fertig werden muß, es aus sich heraus neu gestalten und neu schöpfen, so auch jedes Volk, jede Kultur.

Darum droht der abendländischen Kultur auch von der Zivilisierung und Rationalisierung der primitiven Völker keine unmittelbare Gefahr. Selbst wenn sie sich das gesamte Wissensgut, den ganzen mechanischen Apparat der Weißen aneignen sollten, so werden sie doch noch auf lange im Schlepptau des Abendlandes bleiben, das sie mit neuen Erfindungen immer von neuem überflügeln kann.

Erst Primitive, die jahrhundertlang in der abendländischen Luft leben, wie die Schwarzen in den Vereinigten Staaten,

gliedern sich der abendländischen Denkweise langsam derart ein, daß sie vielleicht auch original-schöpferisch im Sinne der Maschinenkultur werden.

Wie es mit der Anpassungsfähigkeit im Sinne selbstschöpferischer Entwicklung bei den alten asiatischen Kulturvölkern steht, insbesondere bei den Japanern, Chinesen und Indern, darüber läßt sich ein abschließendes Urteil heute noch nicht fällen, aber man sollte die Asiaten auch in dieser Hinsicht lieber über- als unterschätzen, um nicht plötzlich lebensgefährliche Überraschungen für das Abendland zu erleben, für die Japans Sieg über Rußland nur ein schwaches Vorspiel war.

Aber auch alle diese Fragen werden nicht so sehr von dem Weitertreiben der technischen Kultur bestimmt werden, sondern davon, welches Volk, welcher Kontinent, welcher Kulturkreis sich als erster auf die dritte Welle schwingt.

Allein von diesem Gesichtspunkt aus muß die Erkenntnis und Wertung der heute noch lebenden reinen Tabu-Totem-Menschen einsetzen. Das heißt zunächst, daß uns die Intellektentwicklung der Primitiven gleichgültig lassen kann, daß es bedeutungslos ist, wie groß die Verstandeskräfte der Wilden sind und wieweit im Sinne unserer Kultur ausbaufähig. Im Gegenteil, wir haben ja gesehen, und auch die ethnologische Wissenschaft erkennt es immer mehr an, daß die eigentliche Kraft der Primitiven auf seelischem Gebiete liegt und ihre ganze Kultur nur dann richtig gewertet werden kann, wenn sie geistig erfaßt wird.

Wir haben uns mit dem Fehlen einer einleuchtenden Erklärung für die verblüffende und erschreckende Tatsache abgefunden, daß der Primitive den „Entwicklungsabgrund“ von Jahrtausenden, der zwischen uns und ihm liegt, innerhalb weniger Jahrzehnte oder Jahre zu überspringen vermag. Aber wir stoßen auch sonst bei den „Wilden“, und zwar gerade bei solchen, die noch kaum mit der Zivilisation in Berührung traten, auf die befremdliche Tatsache, daß sie Dinge

wissen, die sie von Rechtswegen gar nicht wissen dürften. Hierbei handelt es sich um Wissen auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten. Es gibt Menschenfresser auf den Salomonen, die Schädelreparationen in einer Weise durchführen, die einem modernen Chirurgen Ehre machten, von andern Disziplinen der Medizin nicht zu sprechen, die sich allzusehr dem noch ungeklärten Gebiet der Suggestion und damit verdächtig der Magie nähern. Polynesier machen, oder machten vielmehr, ehe sie unter der zunächst an der Küste einsetzenden Zivilisation diese Fähigkeit verloren, ohne Kompaß und Karten zielsichere Fahrten über die ganze Weite des Pazifiks, die kein europäischer Seemann fertig brächte. Lange ehe Kolumbus den Sprung über den Graben des Atlantik wagte, hatten die Polynesier die ganze Weite des Pazifik durchsegelt, dieser ungeheueren Wasserwüste, in der die winzigen Inselwolken so weltverloren liegen, daß Magalhães auf seiner Weltumseglung diese größte Wasserfläche der Erde von Ost nach West durchfuhr, ehe er an ihrem Ende bei den Ladronen auf Land stieß.

Diese Fahrten der Polynesier sind geschichtlich erwiesen, ganz abgesehen davon, daß die Dolmetscher, die Cook von den Freundschaftsinseln im Osten des Pazifik mitnahm, mit den Maoris auf Neuseeland, also in der äußersten Südwestecke dieses ungeheueren Meeres, sich ohne weiteres verständigen konnten, woraus allein bereits die Besiedelung all dieser Inselwolken durch eine Rasse, die miteinander in Verbindung blieb, erhellt.

Aber lassen wir diese Beispiele, die manchen zu weit hergeholt erscheinen mögen, und greifen wir ein ganz unverdächtiges heraus, aus dem Gebiet der reinsten Vernunft, der technischen Zivilisation. Hält man starr an dem intellektuellen Entwicklungsgedanken fest, kennt man neben dem Intellekt keine schöpferische Kraft, so müßten alle Waffen, Werkzeuge und Geräte der Primitiven von den unsrigen durch eine abgrundtiefe Kluft getrennt sein, dürften sie zum mindesten über keine verfügen, deren geistige Konzipierung über das

ihnen im allgemeinen zugebilligte Maß intellektueller Entwicklung hinausgeht.

Das ist aber keineswegs der Fall. Ich greife willkürlich ein Beispiel heraus, das Beispiel, das mich persönlich am stärksten beeindruckte: die Jagd- und Kriegswaffen der australischen Eingeborenen. Als wir das erstemal mit solchen Australiern zusammentrafen, war es für mich eins der stärksten Erlebnisse, sie mittels des Wumerah, des „Speerwerfers“ ihre Speere schleudern und ihre Bumerangs werfen zu sehen. Man ist bei Eingeborenen ja an überragende Kraft- und Geschicklichkeitsleistungen gewöhnt, allein die Überraschung über diese australischen Waffenspiele lag nicht so sehr in der Kraft und Geschicklichkeit der schwarzen Krieger, so bewundernswert diese auch waren, als vielmehr in der verblüffenden Wirkungskraft dieser Waffen selber, in ihrer geradezu genialen Konstruktion.

Der „Speerwerfer“ ist ein Hebelstock, mit Hilfe dessen sich ein Speer wesentlich weiter und sicherer werfen läßt als mit der freien Hand. Ich habe eine ähnliche Konstruktion, die immerhin einige Kenntnisse in den Gesetzen der Mechanik erfordert, noch bei keinem andern Volk getroffen. Ist nun der „Speerwerfer“ bereits erstaunlich, so ist der Bumerang geradezu verblüffend. Wie ein Geschoß surrt er aus der Hand des Werfenden, trifft den Vogel im Flug und, fehlt er sein Ziel, so kehrt er gehorsam, wie ein gut dressierter Hund in die Hand des Schützen zurück. Es ist einer der überraschendsten Anblicke, die man erleben kann, den Bumerang in die Luft schwirren zu sehen, so hoch und weit, daß man ihn fast aus den Augen verliert und ihn dann plötzlich zurückkehren zu sehen. Übrigens heißt es da aufpassen; denn selbst der zurückkehrende Bumerang hat noch so viel lebendige Kraft, daß er böse Verletzungen anrichten kann. Die eingeborenen Werfer bleiben ruhig stehen und parieren den heransurrenden Bumerang mit einem winzigen Holzschild, mit dem sie im Kampf feindliche Speere und Bumerangs aufzufangen pflegen.

Der Bumerang ist die Verwirklichung eines Wunschtraumes unserer Vorfahren, ist der Hammer Thors, die Waffe, die stets in die Hand des Gottes zurückkehrt. Überlegt man einmal, welche Summe mathematisch-physikalischen Wissens für die richtige Herstellung eines Bumerangs erforderlich ist, so kommt man aus dem Staunen nicht heraus.

Nun soll nicht behauptet werden, daß die australischen Ureinwohner die mathematischen und physikalischen Gesetze, die die verzwickte Flugbahn des Bumerangs bestimmen, beherrschen und ihn demgemäß herstellen. Davon kann natürlich keine Rede sein. Selbstverständlich haben sie weder von Mathematik noch von Physik die geringste Ahnung.

Aber deshalb bleibt es nicht weniger erstaunlich, wieso und wodurch diese primitiven Menschen auf die Konstruktion einer so komplizierten, einer so genialen Waffe kamen. Natürlich kann man sich mit der Idee des Instinktes helfen. Man kann sagen, sie fanden zufällig eine Wurzel, die gerade die Krümmung des Bumerangs hatte, und die Tatsache, daß diese Wurzel beim Werfen zurückkehrte, führte sie zu der Herstellung dieser Waffe. Das kann natürlich stimmen, zumal manche Stämme in Nordqueensland ihre Bumerangs aus Baumwurzeln von geeigneter Krümmung schneiden.

Man kann auch sagen, daß die Anpassung an die naturgegebenen Verhältnisse, in diesem Falle an die Armut Australiens an Rohstoffen und Hilfsmitteln jeder Art, diese Waffe erfinden ließ. In solch armseligem Kontinent ist der Bumerang die richtige Jagdwaffe. Hier kann man keine Waffe brauchen, die Munition erfordert, weil Ersatz verschossener Munition nicht leicht beschaffbar ist. Pfeile gehen auch bei größter Sorgfalt dem Schützen verloren oder zerbrechen. Da ist eine Waffe, die in die Hand des Schützen zurückkehrt, die beste.

Aber sind alle diese Erklärungen durch Anpassung, Auslese, Instinkt usw. nicht ein wenig künstlich, nicht etwas weit hergeholt? Wäre es nicht einfacher, neben dem Intellekt,

naben der Ratio eine geistige oder seelische Kraft gelten zu lassen, eine Art Wunschkraft, die der Vater aller Dinge ist, und den Rassen, die über diese Fähigkeiten in ungebrochenem Maße verfügen, ermöglicht, mit der Wunschkraft schöpferisch tätig zu sein, sogar Dinge der Ratio damit gleichsam intuitiv zu erschaffen, zu denen der reine Verstandesmensch einen langen Umweg über verstandesmäßige Überlegungen und mathematische Berechnungen braucht?

Natürlich ist dies lediglich eine Hypothese, die man annehmen oder verwerfen mag. Nimmt man sie an, so werden einem manche, sonst recht merkwürdige Erscheinungen des primitiven Lebens begreiflicher. Ist es nicht beispielsweise im höchsten Maße seltsam, ja geradezu unnatürlich, daß in einem Lande, so armselig, so dürr, so trocken, so stark lebensfeindlich wie das Innere des fünften Kontinents überhaupt menschliches Leben entstehen und sich bis auf den heutigen Tag erhalten konnte?

Wie wir diese endlosen, diese erschreckend endlosen, von der Sonne hartgebrannten, wasserlosen und leblosen Steppen und Wüsten im Innern Australiens im Auto durchquerten, da wurden wir die ganze Fahrt über das bange Gefühl nicht los, was wird, wenn irgend etwas am Wagen passiert, was mit unsern behelfsmäßigen Mitteln nicht auszubessern ist, oder wenn wir in einem der sandigen Creeks, den trockenen Wasserläufen, stecken bleiben? Oder vielmehr, wir dachten überhaupt nicht darüber nach, ließen diese Gedanken gar nicht erst an uns herankommen; denn die Wahrscheinlichkeit, daß wir dann verloren gewesen, war 99 zu 1.

Dabei verfügten wir über alle Hilfsmittel der Zivilisation, über Fernglas und weittragende Waffen. Trotzdem wären wir nach Erschöpfung unserer Wasser- und Lebensmittelvorräte hoffnungslos verloren gewesen, in einem Gebiete, in dem ein ganzer australischer Eingeborenenstamm für unbegrenzte Zeit Lebens- und Fortkommensmöglichkeiten finden würde.

Wie gesagt, es ist sehr einfach, sich auch über diese er-

staunliche Tatsache mit den Worten Instinkt und Anpassung hinwegzuhelfen. Ich habe das früher ja auch getan, als ich in der Kalahari auf Buschleute traf, die ähnlich primitiv unter ähnlich ungünstigen, harten Bedingungen leben wie die Australier. Ich habe mir weiter nichts dabei gedacht, daß der Buschmann mit seinen primitiven Waffen tagelang einem Stück Wild nachschleichen muß, ehe er zum Schuß kommt, daß ein schon unwahrscheinlich großer Aufwand von Intelligenz, Geistesgegenwart und Entschlußkraft dazu gehört, um unter solchen Verhältnissen leben zu können, und daß eine ganz eigenartige, seelische und geistige Einstellung erforderlich ist, um überhaupt den Lebenswillen aufzubringen, vor der Lebensangst nicht zu kapitulieren.

DER
WILLE DER WELT

EINE REISE ZU SICH
SELBST

VON
COLIN ROSS



F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

1932

INHALT.

	Seite
1. Am Wendepunkt unserer Weltanschauung . . .	15
2. Die drei Wirklichkeiten der Welt	34
3. Zeitlose Weltgeschichte	50
4. Das Weltgefühl des primitiven Menschen . . .	60
5. Die Angst vor dem Leben	86
6. Das weibliche Weltsehen	99
7. Die Abspaltung des Ich von der Welt	108
8. Das männliche Weltdenken	117
9. Der Kreuzzug wider die Angst	133
10. Die asiatische Lebenslösung	151
11. Die Suche nach dem „Selbst des Seins“ . . .	168
12. Der „Ganze Mensch“	182
13. Schöpferische Weltanschauung	198
14. Der Wille der Welt	217